**Wettbewerb**

**Krise, Umbruch, Aufbruch**

# Flucht, Vertreibung und Neuanfang

# –

# zwei Familien – zwei Wege – ein Ergebnis?


Verfasser: Konrad Biermann

Betreuer: Stefan Winzer


Klassenstufe: 9

Datum: 28.02.2019


Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten 2018/19:
"So geht´s nicht weiter. Krise, Umbruch, Aufbruch."
Diese Arbeit wurde mit einem "Landessieg" ausgezeichnet.

# Inhaltsverzeichnis


**1. Einleitung** 3

**2. Flucht und Vertreibung** 7

2.1 Flucht 7

2.2 Vertreibung 8

2.3 Verteilung der Flüchtlinge und Vertriebenen 13

**3. Neuanfang** 15

3.1 Ausgangslage 15

3.2 Erste Hilfsmaßnahmen 16

3.3 Stabilisierung der Situation 18

3.4 Integration 20

**4. Vergleich zwischen Ost und West** 23

**5. Schluss** 25

**6. Quellen- und Literaturverzeichnis** 26

6.1 Literaturverzeichnis 26

6.2 Internetverzeichnis 26

6.3 Quellenverzeichnis 26

**7. Arbeitsbericht** 28

**8. Anhang** 29

8.1 Interview Ingrid Frey 29

8.2 Interview Edith Dürre 32

8.3 Interview Theodor Himmel 40

## 1. Einleitung

Flucht und Vertreibung sind Prozesse, die schon immer auf der Welt stattfanden. Ob nun aufgrund von Krieg oder anderen Krisen: Menschen waren immer wieder gezwungen, ihre Wohnorte zu wechseln, und stets musste man sich an die neuen Siedlungsgebiete anpassen. Während und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu besonders vielen solchen erzwungenen Migrationen: Seien es Juden, die vor dem Terror des nationalsozialistischen Regimes flohen, oder Polen, denen ihr Land von der Sowjetunion abgenommen wurde; überall bewegten sich kleine und große Gruppen, um vor Krieg, Tod und Leid zu fliehen.

Diese Arbeit wird sich aber mit den Deutschen befassen, die aus den heute polnischen, tschechischen und russischen Gebieten fortziehen mussten, um sich ein neues Leben im zerstörten Deutschland aufzubauen. Zum einen soll ein Blick auf die Ereignisse der Flucht und Vertreibung geworfen werden, aber vor allem auf die Integration der Vertriebenen in Deutschland. Dabei spielen die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland eine wichtige Rolle. Diese sollen unter anderem anhand der Berichte von Zeitzeugen festgestellt werden. In den folgenden Ausführungen werden die historischen Ereignisse den subjektiven Erinnerungen jener Personen gegenübergestellt.

Abb. 1: Darstellung der deutschen Siedlungsgebiete, aus denen Deutsche flohen oder vertrieben wurden (aus: Aust, Stefan/Burghoff, Stephan [Hrsg.], Die Flucht, Umschlagseite).

Am Anfang dieser Arbeit stand die allgemeine Einarbeitung in das Thema durch Internet- und Buchquellen. Nachdem ich mir so einen Einstieg in das Thema verschafft hatte, nahm ich Kontakt mit Verwandten auf, die Zeitzeugen sind: Theodor Himmel (Bad Honnef), mein Großonkel väterlicherseits, Edith Dürre, geb. Salies (Teterow), meine Großtante mütterlicherseits, sowie meine Großmutter mütterlicherseits, Ingrid Frey, ebenfalls geb. Salies (Milmersdorf). Alle drei waren bereit, mit ihren Erlebnisberichten zu dieser Arbeit beizutragen. Die Befragung erfolgte in Telefoninterviews, die aufgezeichnet wurden.

Abb. 2: Familie Salies auf ihrem Hof in Ostpreußen mit Edith Salies (zweite Person von links, 1934, Foto Archiv E. Dürre).

Theodor Himmel wurde 1935 in Gleiwitz (polnisch Gliwice) im Oberschlesischen Industrierevier geboren. Während des Krieges waren er und seine Familie zu seinen Großeltern in das Dorf Schönbrunn nahe Leobschütz (Oberschlesien, heute polnisch Debrzyca bei Głubcice) gezogen. Sie flohen in den letzten Wochen des Krieges über die nahe Grenze ins damals noch deutsche besetzte Tschechien (Sudetenland, Nordmähren) und kehrten nach Kriegsende zunächst wieder nach Schönbrunn zurück, wo sie bis zu ihrer Vertreibung mit einer polnischen Familie auf ihrem alten Hof lebten. Von dort aus wurden sie mit dem Zug nach Westfalen in die britische Besatzungszone gebracht, wo Theodor Himmel die Nachkriegszeit auf einem Bauernhof zusammen mit seiner Mutter

und seinen Geschwistern verbrachte. Sein Vater war Anfang 1945 im Krieg gefallen.

Abb. 3: Theodor Himmel (r.) mit seiner Mutter und seinen Geschwistern (Foto Archiv Dorothee Biermann)

Edith Dürre, geboren 1931, und Ingrid Frey, geboren 1938, lebten vor Kriegsende in Pillkallen (seit 1938 Rüttelsdorf) in Ostpreußen, im heutigen Oblast Kaliningrad. Sie flohen 1944 mit ihrer Mutter, ihrer Großmutter und ihrem Bruder nach Westpreußen und später nach Mecklenburg, wo sie in Brudersdorf bei einer Familie untergebracht wurden, bei der sie die unmittelbare Nachkriegszeit verbrachten.

Abb. 4: Ingrid Frey (erste v. l.) und Edith Dürre (dritte v. l.) mit ihrer Familie auf ihrem Hof in Ostpreußen (Foto Archiv Ingrid Frey)

## 2. Flucht und Vertreibung

### 2.1 Flucht

Nach anfänglichen Erfolgen im Krieg gegen die Sowjetunion blieb der deutsche Vormarsch im Osten allmählich stecken. Nach der bald darauf folgenden Niederlage vor Moskau und der Vernichtung der 6. Armee in Stalingrad im Jahr 1942/43 war ein Sieg in Russland für das Dritte Reich nicht mehr zu erwarten und die Rote Armee ergriff die Initiative. Darauf folgte ein verlustreicher Rückzug der deutschen Truppen nach Westen. 1944 standen das erste Mal russische Truppenverbände an der Grenze zu Ostpreußen und es war klar, dass die Wehrmacht ihnen dort nicht lange Einhalt gebieten konnte.[1] Da die Propaganda des Dritten Reiches allerdings noch immer versuchte, Niederlagen vor dem Volk als Siege darzustellen, waren die Wenigsten auf den Einmarsch der Roten Armee vorbereitet, weswegen die schließlich doch nötige Flucht vielerorts unorganisiert, langsam und erst kurz vor der Frontlinie begann.[2] Häufig konnte man nicht einmal das Nötigste mitnehmen. Die Flucht brachte schreckliche Ereignisse, und für viele endete sie mit dem Tod. Da oft die Verpflegung fehlte, musste man von allem leben, was man finden konnte. Viele flohen in verschieden großen Trecks, bestehend beispielsweise aus den Bewohnern eines Dorfes, die so viel wie möglich auf Viehwagen verstauten, immer in der Hoffnung, zurückzukehren.

*"1944 im Oktober sind wir von Zuhause weg, mit Pferd und Wagen, dann sind wir tagelang unterwegs gewesen. So ungefähr 200 Kilometer nach Westen, dort sind wir dann einquartiert worden in einem Dorf. Die Tiere mussten wir ja alle dalassen."* [3]

Anfangs ließ die Reichsregierung verlauten, dass man die Heimat nur zeitweise verlassen würde und schon bald wieder zurückkehren könne. Aufgrund der Propaganda der Nationalsozialisten, oder einfach nur aus Hoffnung, glaubte man vielerorts daran.[4] Je weiter die russischen Truppen vordrangen, desto größer wurden die Flüchtlingszüge. Schon bald waren es nicht mehr die Bewohner einer Stadt, sondern die Zusammenschlüsse verschiedener Gemeinden. Wenige blieben in den angestammten Dörfern und Städten zurück, denn die Angst vor Plünderungen und Vergewaltigungen war unter den Deutschen groß. Der Roten

[1] Delvaux de Fenffe, Gregor: planet-wissen, Flüchtlingsströme.
[2] Ebd.
[3] Dürre, Edith; Zeitzeugin.
[4] Ebd.

Armee eilte ein (durchaus begründeter) schlechter Ruf in dieser Angelegenheit voraus, zumal ein stetiger Rachedurst für die durch deutsche Soldaten in Russland begangenen Verbrechen bestand.

*"Wir saßen da in dem Keller, das erste was wir von Russen gesehen haben, das war dann schon, also ich meine, sie hatten noch Waffen in der Hand, aber sie kamen dann nach unten in den Keller, hatten so eine Art Säckchen oder Beutel oder sowas und verlangten erstmal von allen Frauen Uhren, Ringe, Schmuck, alles was sie so hatten. Da wurde schlicht und einfach geplündert."*[5]

Einige Flüchtlinge erreichten schon zu dieser Zeit die Gebiete, in denen sie auch noch die Nachkriegszeit verbringen sollten, andere mussten später weiterziehen. Auffällig sind hierbei die verschiedenen Gefühle, die die Flucht aus der Heimat bei den verschiedenen Altersgruppen hinterließ. Auch wenn sich die heute noch lebenden Zeitzeugen zu dieser Zeit meistens im Kindes- und Jugendalter befanden, waren die Eindrücke auch hier vollkommen verschieden. Häufig verstanden jüngere Kinder wenig vom Ernst der Lage, wogegen Jugendliche schnell erkannten, was die Flucht bedeutete.

*"Ich war euphorisch. Ich habe immer gerufen: ´Wann flüchten wir denn endlich?´ Ich habe die Mutter verrückt gemacht. Das war was Interessantes. Der Leiterwagen wurde vollgepackt mit allem, was man brauchte, man meinte, dass man bald zurückkommt."*[6]

*"Ich hab dann gemerkt, wie schlimm das war. Ja guck mal, wir mussten alle Tiere, Kühe oder Schweine, Buchten aufmachen, alles laufen lassen. Wir mussten Pferde einspannen."*[7]

## 2.2 Vertreibung

Nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands im Mai 1945 kehrten viele Geflüchtete wieder in ihre Heimat zurück, mangels Alternativen und auch in der Hoffnung, dort bleiben zu dürfen.[8] Das erwies sich bald als unzutreffend, da aus Polen, u. a. aus den im Osten Polens an die Sowjetunion übertragenen Gebieten, schon die polnischen "Neusiedler" in den Dörfern wohnten. So lebte

[5] Himmel, Theodor; Zeitzeuge.
[6] Frey, Ingrid; Zeitzeugin.
[7] Dürre, Edith; Zeitzeugin.
[8] Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen, S. 127.

bald nach Kriegsende zunächst ungefähr die Hälfte der ca. 14 Millionen Ostdeutschen noch oder wieder in ihrer Heimat.[9]

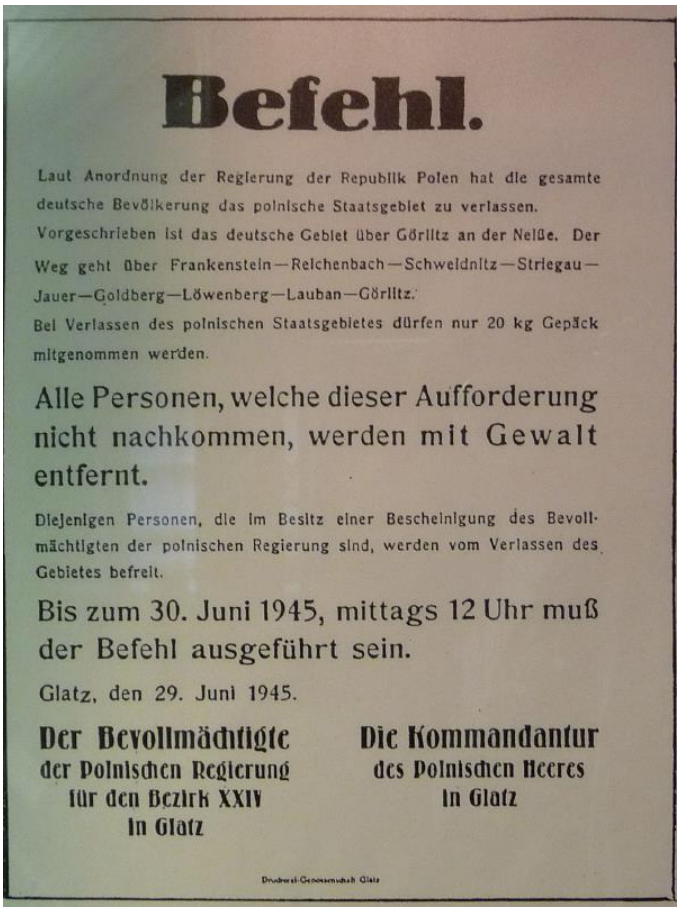
*"Als wir in das Dorf Schönbrunn zurückkamen, da waren die deutschen Häuser und Höfe schon bewohnt von Polen. Die Russen waren abgezogen, die Polen waren eingezogen, hatten die in Besitz genommen."*[10]

Zum Teil musste man über längere Zeiträume zusammenleben. Es musste trotz allem ein Alltag stattfinden. Kurz danach begannen polnische Behörden und Milizen mit der Vertreibung von Deutschen. Schon am 2. März 1945 gaben polnische Behörden ein Dekret heraus, das deutsche Besitzungen und deutsches Vermögen in den Ostgebieten an den polnischen Staat übertrug. Dieses Dekret wurde zur Basis weiterer Gesetze, die zur systematischen Entrechtung, Enteignung und Vertreibung der Deutschen führten.[11]

*"Es gab schon Gerüchte, dass die Deutschen wegmüssen, es wusste auch niemand was Genaues. Es war vor allem auch nicht klar, wenn sie wegmüssen, wo sie hinkommen. Es geisterte immer die Angst herum, es könnte nach Sibirien gehen."*[12]

Schon kurz davor begannen die Polen (oft mit örtlicher Zustimmung der Roten Armee), Ostpreußen, Oberschlesien, später auch Ostbrandenburg und Niederschlesien zu übernehmen, wodurch die Phase der sogenannten "wilden Vertreibungen" begann. Sie wurden vor allem durch polnisches Militär und Milizen durchgeführt und zeichneten sich durch Gewalttaten, Misshandlungen, Plünderungen und "Säuberungen" ganzer Wohnviertel und Dörfer aus.[13] Diese Vertreibungen erfolgten auf keiner völkerrechtlichen Basis, wie auch später oft angemerkt wurde. Häufig hing an einem Abend plötzlich ein Plakat aus, auf dem darüber informiert wurde, dass sich alle Deutschen am nächsten Tag zu einer bestimmten Uhrzeit an einem vorgegebenen Ort einzufinden hatten (Abb. 3).

[9] Ebd., S. 125.
[10] Himmel, Theodor; Zeitzeuge.
[11] Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen, S. 131.
[12] Himmel, Theodor; Zeitzeuge.
[13] Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen, S. 134.



**Befehl.**

Laut Anordnung der Regierung der Republik Polen hat die gesamte deutsche Bevölkerung das polnische Staatsgebiet zu verlassen.
Vorgeschrieben ist das deutsche Gebiet über Görlitz an der Neiße. Der Weg geht über Frankenstein—Reichenbach—Schweidnitz—Striegau—Jauer—Goldberg—Löwenberg—Lauban—Görlitz.
Bei Verlassen des polnischen Staatsgebietes dürfen nur 20 kg Gepäck mitgenommen werden.

Alle Personen, welche dieser Aufforderung nicht nachkommen, werden mit Gewalt entfernt.

Diejenigen Personen, die im Besitz einer Bescheinigung des Bevollmächtigten der polnischen Regierung sind, werden vom Verlassen des Gebietes befreit.

Bis zum 30. Juni 1945, mittags 12 Uhr muß der Befehl ausgeführt sein.

Glatz, den 29. Juni 1945.

**Der Bevollmächtigte der Polnischen Regierung für den Bezirk XXIV in Glatz**

**Die Kommandantur des Polnischen Heeres in Glatz**

Abb. 5: Plakat zur Information von Deutschen über ihre Aussiedlung (Haus Oberschlesien Königswinter, Foto Th. Himmel, Bad Honnef).

Gestattet war nur eine begrenzte Menge Gepäck, Wertgegenstände mussten zurückgelassen werden. An den Bahnhöfen fanden weitere Kontrollen statt. Dann ging es mit Viehwaggons weiter nach Westen, in Auffanglager, von denen aus die weitere Verteilung der Menschen stattfand.[14] Die Gründe für diese Art der Vertreibungen waren vielseitig. Zum einen entlud sich hier ein über die Jahre der faschistischen Besatzung aufgebauter Hass auf alles Deutsche, der sicherlich in vielen Fällen seine Begründung hatte, hier aber pauschal auch auf viele nicht dafür Verantwortliche übertrug.[15]

*"Ich hab zum Beispiel einen ähnlich altrigen Jungen, das heißt der war zwei Jahre älter als ich, gekannt in Schönbrunn, der hatte sich aus Rädern von einem alten kaputten Fahrrad so eine Art Ziehwagen gebaut. Sowas brauchte man alles, es gab kein Auto, es gab nichts zum Transportieren. Und da kam ein Polenjunge, ein Sechzehn- oder Siebzehnjähriger, und wollte den ihm einfach wegnehmen und der Deutsche wollte ihm den nicht geben, dann haben sie daran*

[14] Himmel, Theodor; Zeitzeuge.
[15] Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen, S. 133.

*gezerrt, der Pole hat dann mit dem Knüppel auf den Deutschen eingeschlagen und hat ihn erschlagen."*[16]

Zudem war man sich auf polnischer Seite darüber im Klaren, dass die ostdeutschen Gebiete zumindest teilweise an Polen fallen würden, weswegen man schnell Platz für neue Siedler aus Ost- und Zentralpolen machen wollte. Allerdings gab es noch immer starke Gegenstimmen, vor allem aus dem Vereinigten Königreich und den USA, die die Vertreibung der Deutschen für falsch hielten. Auch das war eins der Motive für die polnischen Bemühungen, möglichst schon vor den Verhandlungsgesprächen in Potsdam im Sommer 1945, in denen über die zentralen Fragen des weiteren Umgangs mit Deutschland entschieden werden sollte, möglichst wenige Deutsche in den "Wiedergewonnenen Gebieten", wie sie in der polnischen Amtssprache unter Bezug auf slawische Vorbesiedlung und piastische Herrschaftsgebiete des Mittelalters genannt wurden,[17] zu belassen. So sollte deren Anspruch jenseits der Oder-Neiße-Grenze verringert, gleichzeitig der polnische verstärkt werden.[18] Die Organisation dieser Aktionen stellte sich allerdings als äußerst schwierig heraus, u. a. da die immer noch stationierte Rote Armee häufig gegen die polnischen Truppen und Milizen arbeitete. Auch mangelte es an Absprachen zwischen den einzelnen polnischen Institutionen.[19] Währenddessen wurde die Lage der Deutschen nicht besser. Gewalttaten und Misshandlungen wurden weiterhin gegen sie ausgeübt und nach kurzer Zeit waren die Nahrungsreserven aufgebraucht. Hunger und Krankheiten breiteten sich aus, was vor allem für Säuglinge und Kleinkinder tödlich war.[20] Gerade in den Gebieten, in denen der polnische Bevölkerungsanteil höher war als der deutsche, wurden Arbeitslager für Deutsche gebaut, die mitunter noch bis in die Zeit um 1950 Bestand hatten. Anfangs herrschten dort schreckliche Verhältnisse, die sich allerdings über die Jahre hinweg etwas verbesserten.[21] Die Phase der der "wilden Vertreibungen" endete mit dem Potsdamer Abkommen am 2. August 1945. Die Militäraussiedlungen endeten schon ein paar Tage vorher, am 20. Juli. Insgesamt waren durch Flucht und diese Art der Vertreibung 3,6 Millionen Deutsche nach Westen bzw. hinter die Oder-Neiße Grenze gelangt. Damit blieben noch 4,4

[16] Himmel, Theodor; Zeitzeuge.
[17] Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen, S. 131.
[18] Ebd., S. 143.
[19] Ebd., S. 134.
[20] Ebd.
[21] Ebd., S.137 ff.

Millionen Deutsche in den Ostgebieten.[22] Der Artikel XIII. des Potsdamer Abkommens, "Ordnungsgemäße Überführung deutscher Bevölkerungsteile", besagte:

*"[...] Die drei Regierungen haben die Frage unter allen Gesichtspunkten beraten und erkennen an, dass die Überführung der deutschen Bevölkerung, oder Bestandteile derselben, die in Polen, Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muss. Sie stimmen darin überein, dass jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll. Da der Zustrom einer großen Zahl Deutscher nach Deutschland die Lasten vergrößern würde, die bereits auf den Besatzungsbehörden ruhen, halten sie es für wünschenswert, dass der alliierte Kontrollrat in Deutschland zunächst das Problem unter besonderer Berücksichtigung der Frage einer gerechten Verteilung dieser Deutschen auf die einzelnen Besatzungszonen prüfen soll. [...] Die tschechoslowakische Regierung, die provisorische Regierung Polens und der Kontrollausschuss in Ungarn werden gleichzeitig hiervon in Kenntnis gesetzt und angewiesen, inzwischen weitere Aussiedlungen einzustellen, bis die beteiligten Regierungen den Bericht ihrer Vertreter im Kontrollausschuss geprüft haben."*[23]

Gerade der Teil des Abkommens, der festlegte, dass eine gerechte Verteilung der Vertriebenen über die Besatzungszonen stattfinden sollte, motivierte die Vertreter der Sowjetunion, den Bedingungen des Vertrages zuzustimmen. Unter den Verwaltern der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) bestand die Befürchtung, dass zu viele Vertriebene in den sowjetischen Teil Deutschlands ziehen und damit die Kapazitäten der SBZ überlasten würden.[24] Aus diesem Grund schien ein vorläufiger Stopp der weiteren Zuwanderung und eine Verteilung auf die anderen Zonen Deutschlands durchaus vorteilhaft. Die polnische Regierung übernahm nun offiziell die Gebiete östlich der Oder-Neiße-Grenze, hielt sich allerdings insofern nicht an den Vertrag, als dass sie weiterhin große Mengen Deutsche mit Zügen in die SBZ verfrachtete.[25] Auch wenn das Potsdamer Abkommen formal eine ordnungsgemäße und humane Überführung der Deutschen vorschrieb, sah die Realität häufig anders aus. Anfangs änderte sich wenig an den brutalen Vertreibungen ganzer Wohnviertel;[26] dann ging man

[22] Rogall, Joachim: Die Deutschen in Polen, Bundeszentrale für politische Bildung.
[23] Benz, Wolfgang: Deutschland seit 1945, S. 196.
[24] Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen, S. 144.
[25] Ebd., S. 145.
[26] Ebd., S. 146.

dazu über, den Deutschen das Leben in ihrer Heimat unmöglich zu machen. Man entzog ihnen systematisch Nahrung und Hygienemittel, häufig nahm man ihnen auch ihre Häuser, bis sie keine andere Möglichkeit mehr sahen, als das Land zu verlassen.[27] Zudem nutzte man systematisch deutsche Arbeitskraft aus, indem man sie schlechte Arbeiten für niedrige Löhne, häufig nur für Essen und Behausung, erledigen ließ.[28] 1946 begannen dann die großen Massenausweisungen. Anfangs verliefen sie noch unorganisiert und folgten keinem klaren Zeitplan, später verbesserten sich auch hier die Zustände. Auch wenn sie immer noch nicht den in Potsdam vorgeschriebenen humanitären Standards entsprachen, waren sie doch besser organisiert und verliefen für die Betroffenen oft weniger desaströs.[29] Zunehmend schwand der deutsche Bevölkerungsanteil in den nun offiziell polnischen Gebieten. Im Zuge der im Potsdamer Abkommen beschlossenen "gerechten Verteilung" wurde in der britischen Besatzungszone im Dezember 1946 die Aufnahme von Vertriebenen unterbrochen, im Januar 1947 legte auch die SBZ einen Aufnahmestopp ein, vorerst für drei Monate.[30] Über die Anzahl der nach 1947 noch in Polen lebenden Deutschen besteht Unschlüssigkeit. Die Zahlen, die die polnische Regierung um diese Zeit veröffentlichte, stimmen häufig nicht mit Schätzungen überein. Fest steht, dass sich die Bedingungen der Vertreibung über die Zeit nach dem Potsdamer Abkommen für die Betroffenen stetig verbesserten, zum größten Teil dank der alliierten Kontrollen. Sie waren jedenfalls weniger von Gewalttaten geprägt als in der Zeit zuvor.

## 2.3 Verteilung der Flüchtlinge und Vertriebenen

Die vermutlich 14 Millionen deutschen Flüchtlinge und Vertriebene, die zwischen den Jahren 1945 und 1950 aus den ehemaligen deutschen, nun an Polen gefallenen Ostgebieten und aus dem tschechischen Sudetenland kamen, erhöhten die Bevölkerungszahlen in den Aufnahmegebieten drastisch. In Westdeutschland machten die Neuankömmlinge mit acht Millionen Menschen circa 16 Prozent der Bevölkerung aus, in Ostdeutschland mit vier Millionen sogar circa 25 Prozent. Einige Sudetendeutsche wurden auch nach Österreich vertrieben. Gerade in bevölkerungsarmen Gebieten, die nah an der Grenze zu den Territorien lagen, in denen Vertreibungen stattfanden, erfolgte ein extremer Bevölkerungszuwachs; so zum Beispiel in Mecklenburg, in dem sich die

[27] Ebd., S. 145 f.
[28] Ebd., S. 135.
[29] Ebd., S. 149.
[30] Ebd., S. 151.

Bevölkerung verdoppelte.[31] Natürlich waren die ebenfalls kriegszerstörten Aufnahmeregionen nur unter größten Kraftanstrengungen in der Lage, eine solche Menge an Menschen zu beherbergen oder zu ernähren. Es fanden allerdings auch nach dem unmittelbaren Eintreffen der Flüchtlinge und Vertriebenen noch Bevölkerungsverschiebungen statt. So versuchten viele – gerade junge – Leute, nach dem Krieg aus der sowjetischen Besatzungszone nach Westen in die anderen Besatzungszonen zu gelangen, da sie dort eine bessere Zukunft für sich sahen.[32] Auf die Dauer legten sich jedoch auch diese Wanderungsbewegungen. Letztendlich waren in den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches nur wenige Deutsche übriggeblieben – u. a. einige Fabrik- und Bergarbeiter sowie andere Facharbeiter vor allem in Schlesien, die von der Regierung Polens als "essentiell" eingestuft wurden, und Deutsche, die nachweisen konnten, dass sie polnische Vorfahren hatten und sich "polonisieren" ließen.[33]

*"Es gab die Möglichkeit, nicht vertrieben zu werden. Dann musste man den Nachweis führen, dass man eigentlich autochthoner Pole ist, das heißt, dass man polnische Vorfahren hat. Und das haben die Meisten natürlich nicht gekonnt und haben es letztlich auch nicht gewollt. Die wollten ja jetzt nicht plötzlich zu Polen werden, aber es hat Einige gegeben."*[34]

[31] Delvaux de Fenffe, Gregor: planet-wissen, Flüchtlingsströme.
[32] Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen, S. 249.
[33] Himmel, Theodor; Zeitzeuge.
[34] Ebd.

## 3. Neuanfang

### 3.1 Ausgangslage

Die Ausgangslage für Flüchtlinge und Vertriebene war schlecht, egal ob in der SBZ (der späteren DDR) oder in den anderen Besatzungszonen, überall kamen sie in ebenfalls zerstörte Gebiete. Nicht nur ihnen mangelte es an Nahrung, auch die ortsansässige Bevölkerung musste um ihr Überleben kämpfen. Noch während des Krieges waren Flüchtlinge bei anderen Familien untergekommen, vor allem auf dem Land war dieses Vorgehen geläufig.[35] Es lag nahe, die Flüchtlinge und Vertriebenen so unterzubringen, da die Städte häufig stark zerstört waren. Auf dem Land waren vergleichsweise geringe Schäden angerichtet worden und aus der Sicht der Besatzungsmächte war es günstig, die Zahl der Landarbeiter zu erhöhen, die immer gebraucht wurden. Die meisten Bauern empfanden die Zuweisung von Flüchtlingen jedoch eher als Zumutung. Da die Männer aus den unterzubringenden Familien oft kriegsgefangen oder tot waren, schien die Vorstellung, Frauen und Kinder als Lohn für ihre geringe Arbeitskraft ernähren zu müssen, nicht sehr verlockend. Entsprechend wurden die Ankömmlinge von den Ansässigen auch oft behandelt. Man teilte zum Beispiel ganzen Familien Zimmer zu, die eigentlich für einen Knecht oder eine Magd gebaut worden waren.[36]

*"Da hatte man über der letzten Pferdebox eine kleine Kammer von vielleicht 3 mal 3 Meter oder 3 mal 4 Meter [...], in der normalerweise ein Knecht wohnen sollte, [...] war nicht heizbar, es stand ein Bett drin, es war ein kleiner Klapptisch drin [...] und vor dem Tisch neben dem Bett standen dann ein Stuhl und ein alter Bauernschrank, nicht sehr groß. [...] Und dann hatte man, weil wir ja zu dritt waren, hatte man da auf dem Boden [...] einfach Stroh da ausgeschüttet." [Theodor Himmel über die Unterkunft seiner Familie auf einem Bauernhof bei Dülmen in Westfalen.][37]*

Manchmal hatte man auch nicht mehr Platz, den man für eine fremde Familie opfern konnte, doch sah man häufig auch einfach dagegen an, sich seinen Wohnraum mit anderen zu teilen. Doch war die Unterbringung bei anderen Familien nicht die einzige Art der Unterbringung von Flüchtlingen und Vertriebenen. Es wurden sehr dürftige Notunterkünfte, teils selbst, teils von

[35] Von Lüpke, Marc Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg, Spiegel Online.
[36] Himmel, Theodor; Zeitzeuge.
[37] Ebd.

Ansässigen gebaut oder ältere Lager (z. B. des Reichsarbeitsdienstes) weitergenutzt.[38] Zum Teil gab es ganze Barackensiedlungen, in denen die Flüchtlinge untergebracht wurden. Von diesen Sammellagern wurden die Menschen dann weiter verteilt. Die Neuankömmlinge wurden nicht nur mit Mitleid und Empathie, sondern oft auch mit Verachtung betrachtet. Dass diese allerdings ihre Existenz in ihrer Heimat hatten aufgeben müssen, ihre Höfe verlassen und vollständig von vorne beginnen mussten, wurde dabei außer Acht gelassen.

## 3.2 Erste Hilfsmaßnahmen

Anfangs beliefen sich die amtlichen Hilfsmaßnahmen meistens auf ein wenig Nahrung oder Kleidung, wenn sie überhaupt vorhanden waren. In der frühen Nachkriegszeit waren sowohl die Vertriebenen als auch die Einheimischen weitgehend auf sich allein gestellt. Man lebte von dem, was man selbst produzierte, von den Gütern, die man durch Tauschhandel erwarb, von Nahrung, die man irgendwie aufzutreiben versuchte und von dem, was man sich durch Arbeit verdiente.[39]

*"Fürs Dach überm Kopf, fürs Essen [haben wir gearbeitet], wir drei, meine Oma, meine Mutter und ich, damit wir für meinen Bruder und meine Schwester Essen mithatten."*[40]

Kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges gaben die Besatzungsmächte Lebensmittelmarken an die Bevölkerung aus, sowohl an Flüchtlinge und Vertriebene als auch an Ansässige, die den Grundbedarf an Lebensmitteln des Einzelnen decken sollten. Damit konnte in beiden Besatzungszonen die Ernährung der Bevölkerung besser organisiert, auch die Gefahr von Hungersnöten eingedämmt werden. Zusätzlich gab es noch die sogenannten Rauchermarken, die den Tabakbedarf jedes Einzelnen decken sollten. Nichtraucher konnten sich einen Zusatz an Lebensmitteln, Kleidung und anderen Bedarfsgegenständen verdienen, indem sie ihre Zigaretten gegen diese eintauschten. Es existierte auch ein großer "Schwarzmarkt" in der unmittelbaren Nachkriegszeit, auf dem zum Teil illegale Waren verhandelt wurden.[41]

*"Das hatte ihr ein Schwager von uns, [...] der hatte ihr empfohlen, das kann sie machen [...] und der hatte so Beziehungen zu allem möglichen, zum 'kleinen*

[38] von Lüpke, Marc: Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg , Spiegel Online.
[39] Dürre, Edith; Zeitzeugin.
[40] Ebd.
[41] Himmel, Theodor; Zeitzeuge.

*Schwarzhandel', zum 'kleinen Schwarzmarkt' und da haben wir Tabakblätter angebaut und getrocknet und der hat die dann verscherbelt, meistens nicht für Geld, von dem kriegten wir ja nichts, aber der hat eingetauscht."*[42]

Dieser Markt verdient seinen Namen nur teilweise, da die Gesetzeslage in vielen dieser Angelegenheiten damals nicht ganz eindeutig war. In der SBZ kam es Ende 1945 bis 1946 zur Bodenreform, die sich für viele "Umsiedler", wie sie in der SBZ und DDR bezeichnet wurden, als lebenswichtig erweisen sollte. Man begann damit, Großgrundbesitzer mit über 100 Hektar Land sowie NSDAP-Funktionäre entschädigungslos zu enteignen. Dieses Land, zusammen mit bereits von der NS-Regierung konfisziertem Land 3,1 Millionen Hektar, wurde ganz im Sinne der Ideologie der SBZ und späteren DDR unter dem Motto "Junkerland in Bauernhand" an insgesamt 500.000 "Neubauern" verteilt. Ein großer Teil dieser Neubauern waren Vertriebene und Flüchtlinge.[43]

"*Ja, es war nicht viel, aber man hat sich selbst was aufbauen können. Man muss sich wundern, wie sie das alles geschafft haben. Sie bekamen einen halbverfallenen Stall zugewiesen und haben alles schön gemacht. Sie haben sich wirklich hochgearbeitet."*[44]

Die Menge an Land, die der einzelne bekam, war allerdings kaum groß genug, um sich wirtschaftlich zu rentieren, zumal viele dieser "Neubauern" unausgebildet oder unerfahren waren. 1946 wurde die erste finanzielle Unterstützung für die sogenannten "Umsiedler" in der SBZ ausgegeben. Mit dem Befehl Nummer 304 sicherte die Sowjetische Militäradministration (SMAD) Vertriebenen, die nicht arbeiten konnten, eine Einmalzahlung von 300 Reichsmark und 100 Reichsmark pro Kind zu.[45] Diese Unterstützung erwies sich nur teilweise als hilfreich, da Geld in der unmittelbaren Nachkriegszeit weniger wert war als beispielsweise Nahrung. Es blieb auch später noch die einzige finanzielle Unterstützung speziell für die "Umsiedler" in der DDR, im Unterschied zum Lastenausgleich im Westen, der über Jahre geleistet wurde. Insgesamt erwiesen sich die Hilfsmaßnahmen in der direkten Zeit nach dem Krieg als schwierig, da es keine eingearbeiteten Verwaltungen gab und die Verhältnisse noch sehr ungeordnet waren. Die Westalliierten waren noch lange in Verhandlungen mit der Sowjetunion verstrickt; man wusste nicht genau, wie viele Vertriebene kommen würden, und man war

[42] Ebd.
[43] Kein Autor angegeben: Die Bodenreform von 1945, Frankfurter Allgemeine Zeitung.
[44] Frey, Ingrid; Zeitzeugin.
[45] Aust, Stefan/Burghoff, Stephan (Hrsg.): Die Flucht, S. 207.

nicht sicher, wo man sie unterbringen sollte, was zwangsweise zu Ineffizienz in den Behörden führte. Trotz allem gelang es allerdings relativ schnell, wieder eine gewisse Ordnung zu schaffen, sodass sich bald ein Alltag bilden konnte, der nicht aus dem puren Kampf ums Überleben bestand.

## 3.3 Stabilisierung der Situation

Nachdem das Überleben erst einmal gesichert war, konnte man damit beginnen, die Verhältnisse zu verbessern. Nach einiger Zeit begannen die Kinder in beiden Besatzungszonen, wieder zur Schule zu gehen.

*"Schule habe ich 1944 noch zu Hause besucht, dort wurde ich eingeschult in Rüttelsdorf [Sept. 1944, Ostpreußen, Anm. d. Verf.], in Brudersdorf [Mecklenburg, Anm. d. Verf.] wurden wir richtig eingeschult (wegen der Flucht) erst 1946, dann für 8 Jahre. Dann habe ich mich zur Handelsschule beworben auf eine Ausbildung zur Stenotypistin."*[46]

Abb. 6: Ingrid Frey (erste Reihe, achte v. l.), Wiedereinschulung in Brudersdorf (Foto Archiv Ingrid Frey)

Hier zeigten sich weitere Schwierigkeiten, denn viele Familien brauchten die Arbeitskraft ihrer Kinder auf dem Land und wollten ihre Kinder daher nicht in die Schule schicken.[47] Im Jahr 1948 kam es zur Währungsreform, sowohl in der

[46] Frey, Ingrid; Zeitzeugin.
[47] Frey, Ingrid; Zeitzeugin.

SBZ, als auch in den anderen Besatzungszonen. Am 20. Juni wurde in der westlichen, der sogenannten "Trizone" (der französischen, der britischen und der amerikanischen Besatzungszone), die Währungsreform durchgesetzt und die Deutsche Mark eingeführt. Für den Anfang bekam jeder Deutsche 40 Mark Startguthaben. Die Einführung dieser neuen Währung setzte mit der Zeit dem aufgeblühten Tauschhandel ein Ende. Drei Tage später fand auch in der SBZ die Währungsreform statt, hier mit der Einführung der Ostmark.[48] In Ostdeutschland begann man nun auch damit, zum Großteil ideologisch bedingt, Gutshäuser und andere Adelssitze abzureißen, um Platz für die gewaltige Menge an hinzugekommenen Menschen zu schaffen und um an gute Baumaterialien zu kommen. Die Tatsache, dass man dabei guten, teils auch bereits bewohnten Wohnraum abriss, ließ man absichtlich unbeachtet.[49]

In der amerikanischen und der britischen Besatzungszone trat am 18. August 1948 das Soforthilfegesetz in Kraft, in der französischen Besatzungszone wurden ähnliche Gesetze ausgegeben. Das Soforthilfegesetz sollte fürs Erste nur möglichst schnell die Grundversorgung von bedürftigen, vor allem von Vertriebenen sichern. Es ging der Regierung darum, dass diejenigen, die weniger stark vom Krieg geschädigt waren, denjenigen, die viel verloren hatten und ohne großen Eigenbesitz dastanden, beim Aufbau und der Eingliederung in die neue Gesellschaft helfen sollten.[50] Vor allem wurden Hausratentschädigungen, Aufbau-, Arbeitsplatz- und Wohndarlehen sowie finanzielle Ausbildungshilfen an Familien, die ihren Besitz im Kriegsgeschehen verloren hatten, durch das Soforthilfegesetz finanziert.[51] Auffällig ist, dass keine größeren Proteste von Seiten derer kamen, die die Hilfe leisten sollten, ob nun aus Solidarität mit den Vertriebenen oder aus Angst vor den Besatzern.[52] Dieses Gesetz behielt seine Wirkung allerdings nicht lange, da es am 1. September 1952 durch das Inkrafttreten des Lastenausgleichs weitgehend seine Wirkung verlor. Nun begann man mit der Rückerstattung nachgewiesener verlorener Güter und Vermögensverluste. Um diese Ausgleichszahlungen zu finanzieren, mussten Ansässige, die ein großes Vermögen hatten (gemessen am Stand von 1948), einen Teil davon über 30 Jahre hinweg in einen Lastenausgleichsfond einzahlen.

[48] Kein Autor angegeben: Die Währungsreform, Zeitklicks.
[49] Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen S. 236 f.
[50] Kein Autor angegeben: Lastenausgleich, Bundesamt für zentrale Dienste und offene Vermögensfragen.
[51] Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen, S. 224.
[52] Kein Autor angegeben: Lastenausgleich, Bundesamt für zentrale Dienste und offene Vermögensfragen.

Um herauszufinden, wie viel der einzelne Geschädigte wirklich an Vermögen und Gut verloren hatte, wurde noch im selben Monat das Feststellungsgesetz eingeführt, mit dessen Hilfe man den realen Wert des verlorenen Eigentums erkennen sollte. [53]

*"Wir haben zum Beispiel einen Küchenschrank bekommen [...]. Das war für uns in dieser Einraumwohnung in der Bauernschaft, das war unser erster Küchenschrank und überhaupt der Küchenschrank, was anderes hatten wir dann gar nicht."*[54]

Zusammen mit dem im April des selbigen Jahres herausgegebenen Währungsausgleichsgesetz, dass es Vertriebenen erlaubte, Vermögen in Reichsmark, das sie in ihrer Heimat verloren hatten, in Deutscher Mark zurückerstattet zu bekommen, sofern sie dieses urkundlich nachweisen konnten, konnte man durch den Lastenausgleich über die Jahre hinweg die Besitz- und Vermögensunterschiede zwischen Ansässigen und Zuwanderern, damit auch einen Gutteil der sozialen Spannungen zwischen den beiden Gruppen, weitgehend auflösen. [55]

## 3.4 Integration

In Kombination mit dem in Westdeutschland schnell voranschreitenden Wiederaufbau, gerade von Sozialwohnungen, sowie dem rasanten wirtschaftlichen Aufschwung, der einen enormen Arbeitskraftbedarf nach sich zog, konnte man die Vertriebenen häufig schnell und einfach integrieren. In städtischen und industriellen Gebieten verlief die Eingliederung besser als in den oft geschlosseneren und familiär bestimmten dörflichen Strukturen, in denen die Vertriebenen auch lange nach der unmittelbaren Flucht und Vertreibung noch nicht vollständig integriert waren und immer noch als Fremde angesehen wurden.

Da in der SBZ und DDR der Wiederaufbau und die ökonomische Entwicklung vielerorts langsamer verlief, erfolgte auch die Integration entsprechend schleppend. Dies traf allerdings nicht auf die gesamte DDR zu. Im brandenburgischen Eisenhüttenstadt (früher Stalinstadt) beispielsweise verloren sich die Differenzen sehr schnell, da es in dieser komplett neu aufgebauten Stadt

[53] Ebd.
[54] Himmel, Theodor; Zeitzeuge.
[55] Kein Autor angegeben: Lastenausgleich, Bundesamt für zentrale Dienste und offene Vermögensfragen.

keine wirklichen Einwohner gab, die lange dort gelebt hatten. Alle Einwanderer waren auf der Suche nach Arbeit zugezogen.[56]

Die Geschwindigkeit der Integration ließ sich also oft an der Geschwindigkeit des Aufbaus von Wirtschaft und Wohnraum bemessen. Auch die Unterschiede in der Integration verschiedener Altersgruppen waren auffällig. Kinder und Jugendliche hatten oft keine Probleme, sich an das neue Umfeld anzupassen und sich darin einzugliedern. Vor allem in der DDR, in der ein großer Anteil der Kinder Flüchtlings- und Vertriebenenkinder waren, verstanden sich die Einheimischen Kinder oft sehr gut mit den Hinzugekommenen.[57]

*"Ich hatte eine Freundin da, zwei sogar oder drei Freundinnen, wo wir da zusammen auch zum Konfirmandenunterricht gegangen sind und wo wir so zusammen waren abends und tanzen gegangen waren in die Nachbardörfer. Also nachher, wo alles geregelt war, haben wir ja nichts vermisst."*[58]

Auch für die etwas ältere Generation, die jungen Erwachsenen, war der Übergang oft relativ einfach. Ihre Arbeitskraft wurde überall gebraucht, sie sahen ihr Leben vor sich und hatten nicht so stark unter dem Heimatverlust zu leiden. Die Älteren verkrafteten die Trennung von Haus und Hof oft nicht so leicht. Es war schwierig für sie, Freunde oder Kontakte völlig neu zu finden, sie waren durch die Entbehrungen von Flucht und Vertreibung stark geschwächt.[59]

*"Meine Mutter, weil die, naja, die hat viel mitgemacht und die fing dann immer gleich an zu weinen, weil sie musste ja alles da lassen. Das tut mir heute leid, dass ich deswegen so wenig darüber weiß."*[60]

Die Integration ließ sich an diesen und weiteren Faktoren festmachen, doch war auch viel individuell bedingt. Manche konnten sich im gleichen Umfeld wie andere schnell anpassen, andere waren noch von den Erlebnissen der Flucht und Vertreibung traumatisiert und fanden keinen Anschluss an die Gesellschaft oder man gab ihnen einfach nicht die Möglichkeit. Im Großen und Ganzen war die Integration jedoch eine Erfolgsgeschichte. Es machte nach wenigen Jahrzehnten in der Gesellschaft nichts mehr aus, ob man Flüchtling oder Vertriebener war oder aus einer Familie stammte, die ortsansässig war. Heiraten

[56] Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen, S. 244 ff.
[57] Frey, Ingrid; Zeitzeugin.
[58] Dürre, Edith; Zeitzeugin.
[59] Frey, Ingrid; Zeitzeugin.
[60] Ebd.

fanden untereinander statt, Freundschaften bestanden, doch war der Heimatgedanke nie ganz vergessen.

In Westdeutschland entstanden nach der Aufhebung eines Verbotes durch die Alliierten viele Vertriebenenverbände, sogar Vertriebenenparteien, die noch lange Fortbestand hatten und zum Teil immer noch existieren. Viele vergaßen ihre alte Heimat nicht. Ob man sich nun einfach mit Menschen treffen wollte, die das gleiche Schicksal wie man selbst erlitten hatten, oder ob man sich tatsächlich für eine Revision der Oder-Neiße Grenze einsetzen wollte – das Eintreten in einen Vertriebenenverband war weit verbreitet und diese Verbände waren ein wichtiger politischer Faktor im westlichen Nachkriegsdeutschland, den auch die Nicht-Vertriebenenparteien beachten mussten. [61]

In Ostdeutschland waren solche Vereinigungen hingegen verboten. Überhaupt erklärte die DDR-Regierung das Thema Flucht und Vertreibung ab ungefähr 1950 für erledigt und untersagte einen offiziellen Diskurs. Begriffe wie Flucht und Vertreibung, deutsche Orts- oder Landesnamen jenseits von Oder und Neiße wurden aus dem öffentlichen Sprachgebrauch entfernt, sogar Vorpommern zu Mecklenburg erklärt. Der private Sprachgebrauch ließ sich damit natürlich nicht regulieren. Man konnte nur im familiären Umfeld oder unter Freunden darüber sprechen, manche konnten bis zur Wende nie darüber reden und das Thema so natürlich auch nie ganz verarbeiten.[62]

[61] Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen, S. 223 ff.
[62] Aust, Stefan/Burghoff, Stephan (Hrsg.): Die Flucht, S. 208.

## 4. Vergleich zwischen Ost und West

Zusammenfassend kann man sagen, dass in Westdeutschland in vieler Hinsicht letztlich geschickter mit dem Problem umgegangen wurde als in Ostdeutschland. Der Lastenausgleich führte, wenn auch über längere Zeit, zumindest zu einem Gefühl des Ausgleiches und ermöglichte es den Vertriebenen und Flüchtlingen, sich eine neue Existenz aufzubauen. Auch der offene Umgang mit dem Thema bewirkte, dass die Nachteile der Heimatvertriebenen nicht aus dem Fokus der Öffentlichkeit gerieten und die Vertriebenenfrage, bedingt auch durch den wirtschaftlichen Aufstieg der BRD, souverän behandelt wurde. In der DDR bedeutete gerade das Totschweigen der Probleme, der Flucht und Vertreibung im Allgemeinen einen massiven Nachteil. Das Ignorieren der Frage verbesserte die Situation keineswegs und auch die durch die Bodenreform verteilten Kleinbauerngüter wurden wenig später zu Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) zusammengefügt, um profitabel zu sein.[63] Die Vertriebenenfrage wurde in der DDR nicht gelöst; sie wurde so lange umgangen, bis sie sich nicht mehr stellte. Natürlich muss man dabei berücksichtigen, dass es die DDR aufgrund der schwächeren wirtschaftlichen Entwicklung auch schwerer hatte mit der Integration der Vertriebenen.

Ich konnte im Vergleich zwischen den Zeitzeugen feststellen, dass sowohl die Fluchterfahrungen, als auch die unmittelbare Zeit danach nahezu gleich wahrgenommen wurden. Alle Zeitzeugen äußern sich ähnlich über die Arbeitssituation nach der Ankunft in der neuen Umgebung, auch über die begrenzte Nahrungssituation wird identisch berichtet. Die Unterschiede innerhalb der Erfahrungen beginnen mit dem Eingreifen der jeweiligen Besatzungsmacht in ihrer Zone. Somit kann ich abschließend sagen, dass sich meine in der Überschrift geäußerte Vermutung bestätigt hat. Beide Familien nahmen unterschiedliche Wege bei ihrer Flucht und überwanden auf ihrem Weg in den Neuanfang die bestehenden Hindernisse auf ihre Weise. Das Ergebnis war in beiden Familien eine erfolgreiche Integration, trotz aller bestehenden Widrigkeiten.

Heutzutage erinnert man sich kaum noch, dass so viele Menschen vor nur ungefähr 75 Jahren ihre Heimat verloren und sich in der heutigen wiedervereinigten Bundesrepublik ein neues Leben aufbauen mussten. Es ist für den Alltag vollkommen unwesentlich geworden und doch findet man überall

[63] Kein Autor angegeben: Die Bodenreform von 1945, Frankfurter Allgemeine Zeitung.

Überbleibsel dieser Zeit – seien es Familiennamen, Museen, Vereine oder sogar Verwandte. Die Erinnerung sollte aufrechterhalten werden, auch wenn die Zahl derjenigen, die diese Ereignisse miterlebt haben, langsam schwindet. Die damaligen Ereignisse sind auch heute noch relevant, lehrreich und werden es auch in Zukunft noch sein.

## 5. Schluss

In dieser Arbeit wurden die Vorgänge um Flucht, Vertreibung und Neuanfang dargelegt und dabei Zeitzeugeninterviews einbezogen. Dabei ist mir das Spannungsfeld zwischen sachlicher Vermittlung der politischen und gesellschaftlichen Geschehnisse und den persönlichen Erfahrungen der Menschen, die die Auswirkungen am eigenen Leibe erfahren haben, sehr deutlich geworden. Im Allgemeinen ist bekannt, dass die Vorgänge am Ende des Zweiten Weltkrieges und in der Zeit danach Millionen Menschen enormes Leid gebracht haben. Dies aber aus den Schilderungen von Verwandten, zum Teil gemischt mit Familiengeschichten, noch einmal explizit zu hören, ist etwas anderes. Die unterschiedlichen Herangehensweisen zur Integration der Flüchtlinge in Ost und West, jeweils in Abhängigkeit von den Besatzungsmächten, und ihre unterschiedlichen Auswirkungen waren mir bisher nicht bewusst. Die vorliegende Arbeit hat mir deutlich gemacht, dass die geflohenen Menschen aus einer Krise heraus in eine neue und unbekannte Situation gehen mussten. Der unterschiedliche Umgang mit diesem Neuanfang und die damit verbundenen Herausforderungen des Alltags waren mein zentrales Anliegen der Arbeit. Ferner ist mir auch aufgefallen – ohne groß inhaltlich darauf einzugehen – dass sich durchaus vergleichbare Bezüge zu heutigen Fluchtsituationen ziehen lassen und in einer weiterführenden Arbeit näher ausgeleuchtet werden könnten.

Ich bedanke mich bei meinen Interviewpartnern für ihre Hilfsbereitschaft und vor allem für ihre Offenheit, auch über ein mit so vielen schrecklichen Erinnerungen verbundenes Thema zu sprechen. Zudem will ich mich bei meinen Eltern für das Korrekturlesen und Diskussionen zum Thema bedanken, und natürlich bei meinem Tutor, S. Winzer, für Hinweise und Unterstützung während des gesamten Prozesses des Schreibens der Arbeit.

# 6. Quellen- und Literaturverzeichnis

## 6.1 Literaturverzeichnis

Aust, Stefan/Burgdorff, Stephan (Hrsg.): Die Flucht. Über die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, Stuttgart, München 2002.

Benz, Wolfgang: Deutschland seit 1945. Entwicklungen in der Bundesrepublik und in der DDR, München 1990.

Lemberg, Hans/Franzen, K. Erik: Die Vertriebenen. Hitlers letzte Opfer, München 2001.

## 6.2 Internetverzeichnis

Delvaux de Fenffe, Gregor: Flüchtlingsströme, https://www.planet-wissen.de/geschichte/deutsche_geschichte/flucht_und_vertreibung/pwiefluechtlingsstroeme100.html, Stand: 20.01.1019.

Rogall, Joachim: Die Deutschen in Polen, http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration-ALT/56431/die-deutschen-in-polen, Stand: 20.01.2018.

von Lüpke, Marc: Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg, http://www.spiegel.de/einestages/vertriebene-nach-zweitem-weltkrieg-millionen-suchten-zuflucht-a-1076872.html, Stand: 20.01.2019.

Kein Autor angegeben: Die Bodenreform von 1945, https://www.faz.net/aktuell/politik/hintergrund-die-bodenreform-von-1945-1214490.html, Stand: 20.01.2019.

Kein Autor angegeben: Die Währungsreform, http://www.zeitklicks.de/top-menu/zeitstrahl/jahr/1948/die-waehrungsreform/, Stand: 20.01.2019.

Kein Autor angegeben: Lastenausgleich, https://www.badv.bund.de/DE/Lastenausgleich/HistorieLastenausgleich/start.html, Stand: 20.01.2019.

## 6.3 Quellenverzeichnis

Dürre, Edith, persönliches Interview, geführt vom Verfasser, telefonisch, 5. Januar 2019.

Frey, Ingrid (2019), persönliches Interview, geführt vom Verfasser, telefonisch, 30. Dezember 2018.

Himmel, Theodor, persönliches Interview, geführt vom Verfasser, telefonisch, 7. Januar 2019.

## 7. Arbeitsbericht

Das Thema Flucht, Vertreibung und Neuanfang nach dem Zweiten Weltkrieg hat mich schon immer fasziniert, da ich mich schon früh für die Geschichten, die beispielsweise meine Großeltern erzählen konnten, interessierte. Es schien mir immer, als würde dadurch die Geschichte des Zweiten Weltkrieges und der unmittelbaren Zeit danach, die mir sonst als lange vergangen schien, lebendig werden. Innerhalb meiner Familie wurde und wird viel über dieses Thema erzählt, zumal meine Großmutter mütterlicherseits aus Ostpreußen und meine Großmutter väterlicherseits aus Schlesien kommen, weshalb für mich ein persönlicher Bezug besteht.

Insofern fiel mir die Einarbeitung in dieses Thema über Internetseiten und Bücher nicht sehr schwer. Es war eine spannende Untersuchung, die auch in der Familie dazu geführt hat, dass man sich wieder stärker mit dem Thema beschäftigte. Die Befragung von Zeitzeugen erwies sich als besonders erfreulich, da ich nicht nur interessante Episoden aus meiner Familiengeschichte kennen gelernt habe, sondern auch mit ihnen arbeiten und sie auf die historischen Ereignisse jener Zeit übertragen konnte. Das nächste Mal wäre jedoch ein Interview von Person zu Person praktischer, anstatt eines Telefoninterviews. Ich finde es zudem wichtig, dass diese eindrucksvollen Geschichten dokumentiert sind und nicht verloren gehen; die Erzählungen der drei Zeitzeugen, die sich dankenswerterweise mehrere Stunden Zeit für die Interviews genommen hatten, sind nun dauerhaft als Audiodateien gesichert. In der Perspektive sollen sie aufgeschrieben und so zu einem wichtigen Bestandteil unseres Familienarchivs werden.

Besonders interessant war auch, festzustellen, wie sich Menschen erinnern, woran sich erinnert wird und woran nicht. Einige Erlebnisse werden gern immer wieder erzählt, nach anderen muss gezielt gefragt werden.

# 8. Anhang

## 8.1 Interview Ingrid Frey

Konrad Biermann: Wann seid Ihr geflohen?

Ingrid Frey: 1944.

K. B.: Als die Russen kamen?

I. F.: Naja, die Front rückte näher, Russen waren da noch nicht. Die haben uns erst in Mecklenburg eingeholt.

K. B.: Ach so.

I. F.: Ne, als die Front näher rückte, da war der Aufruf: Los!

K. B.: Dann kam der Aufruf vom Staat aus?

I. F.: Ja, wir mussten raus.

K. B.: Ich verstehe.

I. F: 1944 im Oktober war das.

K. B: Und ihr habt nicht versucht, noch mal zurückzugehen, wie viele andere.

I. F.: Ne, das heißt Oma [Mutter von I.F.] wollte, aber wir nicht, wir Kinder haben gesagt, wir bleiben hier.

K. B.: Nach dem Krieg wart ihr in Mecklenburg?

I. F.: Ja.

K. B.: Wo seid ihr da als erstes hingekommen?

I. F.: Nach Brudersdorf, Kr. Malchin, da sind wir einquartiert worden, nach den Stationen auf der Flucht, an die kann sich aber meine Schwester [Edith Dürre] besser erinnern.

K. B.: Von Brudersdorf seid ihr dann wohin?

I. F.: Dann haben die Eltern ein Haus in Verchen am Kummerower See gekauft. Dann kauften sie das Haus in Dargun, da sind wir auch geblieben.

K. B.: Wart ihr zwischendurch noch mal bei einer anderen Familie untergekommen?

I. F.: Ne, das war nach der Flucht bei dem Bauern in Brudersdorf.

K. B.: Wie lange wart ihr da?

I. F.: Bis 1954, ich habe die Schule dort besucht.

K. B.: Bis 1954? Wie waren die dort zu euch, unfreundlich?

I. F.: Jain, der Bauer F. war in Ordnung. Giftiger war die Frau. Der alte F. war schlimmer, aber nicht schlecht, aber der Bruder war ein fieses Stück und hat den Nachttopf aus dem oberen Geschoß vor das Fenster gekippt, so dass das nicht geöffnet werden konnte wegen des Gestanks. Das war wirklich ein Ekel. Wenn man vorbeiging, hat er mit dem Krückstock ein Bein gestellt. Aber generell ging es. Es waren noch mehr Familien auf dem Hof, im Haus und in der Kate, wie es eben so war.

K. B.: Hast du irgendwas von Gesetzen usw. mitbekommen?

I. F.: Nein.

K. B.: Weißt du, ob darüber geredet wurde?

I. F.: Ne.

K. B.: Du warst noch klein, hast du darunter gelitten, dass du von der Heimat getrennt wurdest?

I. F.: Nein, ganz und gar nicht. Ich war euphorisch.

K. B.: Also für dich war das ein Abenteurer?

I. F.: Ich habe immer gerufen "Wann flüchten wir denn endlich?" Ich habe die Mutter verrückt gemacht. Das war was Interessantes. Der Leiterwagen wurde vollgepackt mit allem was man brauchte, man meinte, dass man bald zurückkommt. Dann wurden die Pferde abgenommen, der Wagen musste stehen bleiben und jeder hatte nur noch ein Bündel in der Hand.

K. B.: Kannst du dich noch erinnern, wie es war, als ihr angekommen seid, in Mecklenburg?

I. F.: Ja. eigentlich gut, als Kind habe ich da nichts vermisst. Die Oma und meine Mutter haben für den Bauern gearbeitet, wir Kinder durften mithelfen. Damit war das abgegolten [Essen].

K. B.: Die andern Einheimischen im Dorf, wie standen die euch gegenüber?

I. F.: Ich hatte Kontakt, bin in die Schule mit denen gegangen – eigentlich guten Kontakt, mit den Bauerntöchtern haben wir uns sehr gut verstanden.

K.B.: Das ist doch schön, du würdest also sagen, dass du dich schnell eingefunden hast und guten Kontakt hattest?

I.F.: Ja, das war alles in Ordnung.

K.B.: Musstest du, als du älter wurdest, auch für die Familie arbeiten?

I.F.: Wenn auf dem Feld Hilfe gebraucht wurde, im Stall ausmisten, ich hab alles gemacht, aber ich habe das auch gern gemacht.

K.B.: Wann ist die Schule wieder losgegangen?

I.F.: Die Schule habe ich 1944 noch zu Hause besucht, dort wurde ich eingeschult in Rüttelsdorf [Sept. 1944], in Brudersdorf wurden wir richtig eingeschult (wegen der Flucht) erst 1946, dann für 8 Jahre. Dann habe ich mich zur Handelsschule beworben auf eine Ausbildung zur Stenotypistin.

K.B.: Was war wichtiger für dich, Schule oder Arbeit?

I. F.: Schule.

K. B.: Sah deine Mutter das genauso?

I. F.: Ne, der tat ich immer leid – "Mensch, Kind" [so die Mutter]. Ich habe gerne gelernt.

K. B.: In der DDR/SBZ durfte man nicht darüber reden, das war ein Tabuthema [die Flucht].

I. F.: Ne, das hatte bei mir nichts mit der DDR zu tun, sondern mit meiner Mutter. Meine Mutter, weil die, naja, die hat viel mitgemacht und die fing dann immer gleich an zu weinen, weil sie musste ja alles da lassen. Das tut mir heute leid, dass ich deswegen so wenig darüber weiß.

K. B.: Habt ihr in der Schule darüber geredet, über Flucht usw.?

I. F.: Wir waren ja alle Flüchtlinge, überwiegend Flüchtlingskinder.

K. B.: Es war ja offiziell verboten, darüber zu reden, es wurde die Bezeichnung "Umsiedler" vorgeschrieben.

I. F.: Nein, nein. Wir hatten auch gute Lehrer an der Dorfschule.

K. B.: Gut, das wäre erstmal alles, was ich fragen wollte. Was findest du selbst noch wichtig zum Thema Neubeginn, was bisher noch nicht gefragt wurde?

I. F.: [Die Antworten beziehen sich auf die spätere Zeit, wie Berufsschule usw.]

K. B.: Bei der Bodenreform – habt ihr da auch etwas bekommen?

I. F.: Wir haben auch Land bekommen, und konnten dann Kartoffeln und Rüben anbauen. Wir haben eine Kuh gehalten und ein Schwein, Kleinvieh. Das wurde alles vermarktet. Die Eltern haben viel gearbeitet und viel gespart und dann konnten sie sich ein Haus kaufen. Wir haben beim Bauern geholfen, der viel Land hatte und das eigene haben wir auch bewirtschaftet.

K. B.: Für euch hat sich die Landverteilung gelohnt.

I. F.: Ja, es war nicht viel, aber man hat sich selbst was aufbauen können. Man muss sich wundern, wie sie das alles geschafft haben. Sie bekamen einen halbverfallenen Stall zugewiesen und haben alles schön gemacht. Sie haben sich wirklich hochgearbeitet.

K. B.: Das ist toll, hast du noch was vom Aufbau in der DDR mitbekommen?

I. F.: [Die Antwort bezieht sich auf weit spätere Geschehnisse wie z. B. die Arbeit in der DDR]

## 8.2 Interview Edith Dürre

K. B.: Wann seid ihr geflohen?

E. D.: 1944, im Oktober

K. B.: Wo seid ihr hingekommen

E. D.: 1944 im Oktober sind wir von Zuhause weg, mit Pferd und Wagen. Dann sind wir tagelang unterwegs gewesen. So ungefähr 200 Kilometer nach Westen, dort sind wir dann einquartiert worden in einem Dorf. Die Tiere mussten wir ja alle da lassen.

K. B.: Ihr seid dann durch Ostpreußen geflohen, bevor die Russen den Weg abgeschnitten haben?

E. D.: Der Russe war in Königsberg, ... mussten wir fliehen eben mit dem Treck. Das deutsche Militär, die haben das angeordnet.

In Westpreußen, Köllmitz hieß das Dorf, da sind wir einquartiert worden bei Leuten, die wollten uns natürlich nicht haben. Wir mussten ja da bleiben, haben in einem Zimmer gewohnt, mit der Familie, also das war meine Oma, meine Mutter, mein Bruder und meine Schwester. Mein Vater war ja noch im Krieg. [...] Dann haben sie uns die Pferde und den Wagen, wir hatten noch einen Gefangenen mit, ... weggenommen - von den Deutschen und haben gesagt, sie wollen zurückfahren nach Ostpreußen Korn rausbringen und dann hatten wir gar nichts mehr. Wir konnten nicht selbständig mehr wegfahren und haben, als die Russen näher kamen und die im Dorf auch flüchten mussten ... da haben wir versucht, bei den Leuten mit auf den Wagen, zu denen vom Dorf

Von da sind wir mit meiner Mutter, also meine Mutter und ich, noch zwei Mal nach Hause gefahren mit dem Zug. Dann haben wir, wenn wir zu Hause waren, da waren noch Leute geblieben, die nicht geflohen waren, die haben noch Schweine geschlachtet und dann haben wir Fleisch in Rucksäcken, ... geräuchert [geholt].

Dann sind wir zu Fuß hinter dem Treck bis zur Kreisstadt.

K. B.: Weißt du noch, wann das war?

E. D.: Das war im Januar ´45. Da war hoch Schnee und war kalt und dann hatten wir natürlich nur, was wir anhatten. Wir hatten überhaupt nichts mehr, sind hinterhergelaufen. Dann konnte aber meine Oma nicht mehr laufen, sie war ja auch schon alt und dann hat sie gesagt: Ich kann nicht mehr, geht ihr mal weiter, lasst mich hier. Da hab ich gesagt: Nein, das kommt nicht in Frage! Entweder bleiben wir alle da, auf dem Bahnhof, da fuhr noch der letzte Zug raus. Dann bin ich noch dem Treck hinterhergelaufen, hab versucht, Sachen, die wir da mit aufgeladen hatten, da war Essen und Fleisch, abzuschneiden mit dem Messer und zurückzulaufen und das hinzubringen zu uns und dann wieder hinterher. Und da habe ich in erster Linie meine Schwester abgeschnitten Da musste ich vorne zwischen den Pferden durch auf den Wagen klettern, musste meine Schwester runterholen, war ja erst sechs Jahre, einfach vom fahrenden Treck runtergeholt, die konnten nicht anhalten, zum Bahnhof, da ging ein Viehwaggonzug noch raus,

kein Personenzug, da sind wir da noch rausgekommen mit dem letzten Zug und haben nun nicht viel zu essen gehabt. Ich hab dann unterwegs immer versucht auszusteigen, wenn der Zug hielt, und bei den Soldaten, die da stationiert waren, Brot zu holen, Kommisbrot, damit wir überhaupt etwas zu Essen hatten. Dann haben wir geschlafen, in diesen Viehwaggons, kalt war es, war ja Winter. Wir sind gefahren bis kurz vor Stettin, bis Regenwalde, da musste wir wieder raus, wurden wir wieder einquartiert, haben wir bei denen gearbeitet, Holz gesägt, gehackt und damit ein bisschen Essen verdient. Da waren wir bis Mai oder April und dann mussten wir da auch wieder weg, da haben wir dann das letzte noch gelassen, was wir hatten. Dann hatten wir gar nichts mehr und dann sind wir bis nach Brudersdorf. Das war dann die letzte Station. Bis Dargun mit dem Zug und dann haben sie uns nach Brudersdorf gebracht. Wer Verwandte im Westen hatte oder jemand, den er benennen konnte im Westen, der konnte weiterfahren. Wir hatten niemanden und mussten dann aussteigen.

Wir wurden einquartiert bei zwei Häuslereien, bei zwei Familien. Meine Oma und ich waren bei einer Familie und meine Mutter und Rudi und Inge waren bei der anderen Familie. Immer in einem Zimmer, zwei Häuser in einer Reihe nebeneinander, da waren wir untergebracht. Da hat uns dann der Russe doch erwischt, obwohl wir soweit geflüchtet sind. Wir haben dann in den Wald ziehen müssen, ganz Brudersdorf wurde geräumt von den Russen und die Leute mussten alle in den Wald oder sonstwohin. Jedenfalls haben wir in einer Sandkuhle gelebt, sechs Wochen. Also da haben wir uns einen Dreifuß gemacht zum Kochen, haben wir uns ´ne Hütte gebaut aus Ästen, war direkt am Wald, und haben da geschlafen die Nacht. Wie so ein Zelt war das. Der Russe hatte im Dorf alles besetzt und die haben dann die ganzen Möbel und alles was da war, von einem zum anderen getragen und sich Büros eingerichtet, Möbel zusammengetragen. Wie die Leute wieder nach Hause konnten, haben sie wieder die Möbel zusammengesucht von überall. Ich habe wirklich Angst gehabt, die Frauen mussten sich alle verstecken, sind immer weggelaufen. Ich habe mir Zöpfe geflochten, damit ich jünger aussah, im Ganzen auf kleines Mädchen gemacht. Dann haben wir uns im Korn versteckt, im Roggen, der war ziemlich hoch. Oma ist mit Ingrid, die war noch klein, hingegangen zum Dorf, zum Bäcker, nach Brot, denn wir konnten uns nicht trauen. Es war ein ganzes Stück zum Dorf.

Nach sechs Wochen durften wir ins Dorf zurück und wieder in unsere alten Unterkünfte. Wir haben da noch einen ganze Weile gewohnt, bis der wir nach her zu dem Bauer Vick gezogen sind und da auch gearbeitet haben.

K. B.: Und wo hat er gewohnt?

E. D.: Auch in Brudersdorf, der war Großbauer von zweihundert Morgen. Da haben wir gearbeitet. Wir haben gewohnt, das war eine Behausung für Tagelöhner, oben Schlafraum: hoch mit einer Leiter, Bretter aufgelegt, darauf Stroh, da lag unsere Familie, in einer Reihe zum Schlafen, unten Wohnraum, der Fußboden unten war aus Ziegeln. Die Oma hat immer Wolle gesponnen, meine Mutter und ich haben für den Bauern gearbeitet. Ich war 14 damals, ich habe mit Pferden gearbeitet, weil ich mit Pferden gut konnte. Meine Mutter ging an die Pferde nicht ran. Ich habe auf dem Acker gearbeitet, Fuhren geladen, Fuhren gefahren.

K. B.: Du musstest sehr viel arbeiten?

E. D.: Ja, sehr viel. Wir haben Kartoffeln vom Acker kratzen müssen, auf den Knien, wir haben uns Säcke um die Knie gebunden, alles schwere Arbeit. Da musste ich morgens und abends die Kühe melken, immer 10 Kühe, Füttern.

K. B.: Bist du noch mal in die Schule gegangen?

E. D.: Nein, ich bin nicht mehr in die Schule gegangen, weil ich arbeiten musste. Ich bin noch zum Konfirmandenunterricht gegangen, bis ich konfirmiert wurde. Später haben die dann den Bauern Vick enteignet.

K. B.: In der DDR dann?

E. D.: Nee nee, der wurde von den Russen noch enteignet. Dann bin ich später zur Pastorstellung gegangen. Meine Mutter und die haben noch da gearbeitet. Aber ich hab bei der Pastorstellung gearbeitet, bis ich dann zu meinem Mann hin bin und dann da gearbeitet habe.

K. B.: Hast du eigentlich in der Nachkriegszeit irgendetwas von Gesetzen mitgekriegt oder von Abkommen?

E. D.: Nein

K. B.: War für dich die Trennung von deiner Heimat schlimm, also hat dich das schwer mitgenommen?

E. D.: Ja sicher. Aber deine Oma, die hatte zwei Spielzeugpferde, mit Geschirr und allem dran, die hat nicht mit Puppen gespielt, sie hat mit den beiden Pferden gespielt. Und da hat sie mir gesagt, wie wir den Wagen beladen haben "Flüchten

wir noch nicht? Flüchten wir noch nicht? Wann flüchten wir denn?" Die konnte gar nicht verstehen was das bedeutet.

K. B.: Du hast das verstanden, wie schlimm das war?

E. D.: Ja, ja guck mal wir mussten alle Tiere, Kühe oder Schweine, Buchten aufmachen, alles laufenlassen. Wir mussten die Pferde einspannen. Zweimal sind wir dann ja noch mit meiner Mutter nach Hause gefahren. Die Nachbarn die noch da geblieben waren, die haben Schweine geschlachtet und das Fleisch haben wir dann in Rucksäcken transportiert und dahin geholt noch.

K. B.: Und wolltet ihr wieder in die Heimat zurückkehren?

E. D.: Wir sollten in sechs Wochen zurückkehren. In sechs Wochen könnt ihr wieder zurück, haben sie gesagt, aber ist ja nachher nicht so gewesen.

K. B.: Und in späterer Zeit, hattet ihr da noch den Wunsch zurückzukehren, nach Ostpreußen?

E. D.: Tja, es ging ja nicht, also das haben sie nicht zugelassen, nee nee.

K. B.: Aber deine Mutter, wäre die gerne wieder zurück?

E. D.: Na die, die wollte gar nichts mehr davon wissen. Mit meinem Vater konnte ich immer darüber reden, mit dem habe ich auch viel gesprochen. Und meine Mutter, die sagte immer, wenn ich mit meinem Vater gesprochen hab: "So nun ist gut nun hört mal auf." Die wollte da immer nichts von wissen. Für die war das schwer da wegzugehen, die wollte einfach nichts mehr davon hören. Mit meinem Vater konnte ich immer gut darüber sprechen.

K. B.: Kannst du dich noch erinnern wie du dich gefühlt hast, als du in Westpreußen oder später Mecklenburg angekommen bist?

E. D.: Naja, wie hat man sich gefühlt? Es war so, es war angeordnet, man musste es machen und wir mussten eben arbeiten, überall wo wir hinkamen, um eben was zu essen zu verdienen. Für Brot und Fleisch hat man halt Holz gesägt und Holz gehackt, meine Mutter und ich, wir beide, damit wir was zu essen hatten. Da haben wir dann Milch gekriegt und Butter, weil so hatten wir ja nichts. Man musste irgendwie durchkommen.

Ich weiß noch, ich bin immer aus dem Waggon ausgestiegen, als wir rübergefahren sind und hab, da kann ich mich erinnern, ... auf einer

Nähmaschine geschlafen, denn der Bahnhofsvorsteher, der hatte da seine ganzen Sachen drin seine Möbel, deswegen hab ich da immer auf der Nähmaschine geschlafen. Jedenfalls sind wir dann anschließend runter gestiegen, weil die ja hoch waren, diese Waggons, dann bin ich unter den Zügen durch, zum Soldaten hin und hab nach Brot gebettelt. Und das hieß aussteigen auf eigene Gefahr. Also wenn man ausgestiegen ist, dann hieß es, wenn der Zug dann wegfährt, dann ist er eben weg, dann stehst du da, war also immer mit Angst verbunden.

K. B.: Und als ihr dann angekommen wart, wie wurdet ihr da von den Ansässigen behandelt?

E. D.: Ja, die wollten uns auch nicht haben. Deswegen sag ich ja, als wir weitermussten, in Westpreußen, da wollten die uns auch nicht mitnehmen und nichts von uns mitnehmen überhaupt, also an Sachen, die wir noch hatten oder Fleisch oder irgendwas. Die hatten ihr eigenes Zeug und wollten uns nicht mitnehmen, das Einzige haben wir hinten auf dem Wagen immer angebunden und das hab ich dann später mit dem Messer abgeschnitten, dabei hat ich auch statt Essen einen Sack Schuhe mit abgeschnitten, einen großen Sack, nur mit Schuhen. Mein Vater, der hat aus der Gefangenschaft Schuhe geschickt, der war in Gefangenschaft in Amerika und England. Und der wollte uns ja gern nach drüben [USA] nachher rüber haben, aber meine Mutter wollte ja nicht, wir sind hier geblieben. Wir hätten auch, mein Vater hat da drüben gearbeitet, im Westen, beim Bauern und er hat uns ausfindig gemacht und da hätten wir rüber können, er wollte uns rüber holen. Meine Mutter, die wollte nicht, dann musste der Papa hier rüber kommen. So wären wir gleich im Westen gewesen, es durfte ja keiner weiter mitfahren, der keine Angehörigen dort hatte. Ja dann haben wir da so arm vegetiert. Und gearbeitet bei dem Bauer, bei Vick, nur für´s Essen und für´s Dach überm Kopf und dann haben wir gearbeitet, wir drei, Oma, meine Mutter und ich, damit wir für meinen Bruder und meine Schwester Essen mithatten. Dann mussten wir mehr arbeiten, damit die auch was zu essen hatten.

K. B.: Hast du dann schnell Anschluss an die neue Gesellschaft im Dorf gefunden?

E. D.: Ja, also ich eigentlich ja. Ich hatte eine Freundin da, zwei sogar der drei Freundinnen, wo wir da zusammen zum Konfirmandenunterricht gegangen sind und wo wir so zusammen waren, abends sind wir zum Tanzen gegangen, in die Nachbardörfer. Also nachher haben wir ja, wie alles geregelt war, nichts vermisst.

Wir haben da gut gelebt, da war alles in Ordnung, wir wurden nicht irgendwie von den Bauern nachher gehasst oder so, das war alles gut, wie wir da erst lange waren. Im Mai waren die Russen ja da und da haben wir gesagt: "Jetzt sind wir so lange vor den Russen geflüchtet und jetzt haben sie uns doch erwischt" Ich hab mich dann immer versucht zu verstecken, damit sie mich nicht gefunden haben, ich hab es ja auch geschafft, muss man sagen. Ja, in Brudersdorf sind auch, das war eine Familie sogar, da ist die Mutter mit den zwei Töchtern ins Wasser gegangen, in den Fluss. Ja, die haben auch versucht, sich zu verstecken, aber manche haben sie eben doch gekriegt, aber Gott sei Dank bin ich verschont geblieben. Das war wirklich eine schwere Zeit. Und mit 14 Jahren da so schwer arbeiten, bei dem Bauern jetzt, wie ein Mann. Das war wirklich furchtbar. Aber irgendwie hat man das damals, das musste eben sein und dann hat man das gar nicht so empfunden. Und die Familie zu ernähren, Essen war knapp, alles musste gestreckt werden. Im Brot hast du die Käfer gefunden, die Käfer und die Mehlwürmer, ja, hast du rausgemacht und weitergegessen.

K. B.: Und später, in der DDR war das Thema der Flucht und Vertreibung ja Tabu erklärt worden, hast du das auch so empfunden?

E. D.: Nee, eigentlich nicht.

K. B.: Hast du dann darüber offen geredet?

E. D.: Ja. Also ich konnte da offen drüber reden. Mit Freundinnen und Familie.

K. B.: Und dann gab es die Landverteilung, wo den Großgrundbesitzern Land weggenommen wurde. Habt ihr dann auch etwas bekommen oder deine Eltern?

E. D.: Meine Schwiegermutter, die hatte von dem Gut auch was abbekommen, das haben sie auch besiedelt und dann hat meine Schwiegermutter da auch eine Siedlung abgekriegt. Da bin ich dann, weil ich dann ja meinen Mann kennengelernt habe, auch mit hin und hab da auch mitgearbeitet, als ich nachher vom Pastor weg bin. Und dann hab ich bei der Schwiegermutter, könnte man sagen, als Tagelöhner gearbeitet. Auch für nichts. Aber Essen hatte man dann, weil mein Mann dann da eben Erbe war und dann haben wir eben auch gearbeitet, für unser Essen dann und später für unsere Tochter.

K. B.: Also es fand dann ja ein Aufbau statt, hast du dann da noch irgendwelche wichtigen Dinge mitbekommen, also wo du im Nachhinein sagen würdest, dass

das wichtig war? Zum Beispiel, das man sich ein Haus baut und wodurch das ermöglicht wurde?

E. D.: Ja, wo ich bei der Schwiegermutter war, da hab ich ja lange mitgearbeitet und hab nachher die Monika, meine Tochter, geboren. Das war 1949, 1950 dann mein erster Sohn, 1952 der andere Sohn und 1953 noch ein Sohn. Also vier Kinder dann hintereinander. Nachher haben wir die Siedlung dann verkauft, weil man es nicht mehr richtig schaffen konnte. Wir haben da mit Ochse und Kuh gearbeitet, wo die Schwiegermutter noch war. Die hat sich nachher das Leben genommen. Mit meinem Mann sind wir dann weggegangen, der ist dann Bürgermeister geworden, im Dorf und wir sind ins Gutshaus gezogen. Dann sind wir nach Weselin gezogen, da wurde er eingesetzt, von da sind wir dann wieder nach Waren gezogen, an die Parteischule. Und da sind wir dann für´s Erste geblieben. Man hat natürlich immer noch schwer gearbeitet, sonst hat es ja nicht gereicht für die große Familie. Ich bin dann Kornschippen gegangen, auf den Speicher, das Umschaufeln, damit es nicht brennt. Und dann hab ich die Nacht über Korn geschaufelt. In der Nacht bis um vier. Tagsüber waren die Kinder und nachher hab ich dann in Hotels und Gaststätten gearbeitet. Nachher, als die Kinder im Kindergarten waren, da konnte ich am Tage gehen. Dann hab ich mich hochgearbeitet im Hotel. Dann hab ich nachher einen Lehrgang gemacht, für die Schreibmaschine und hab dann nachher angefangen, beim Rat der Stadt, in der Wohnraumlenkung. Das war dann so das letzte was ich gemacht hab.

Immer gearbeitet hab ich. Geld war Nebensache, lernen konnte ich nichts, weil ich da noch Geld hätte hinbringen müssen. Ich wollte immer gerne Friseur werden, aber da hätte ich eben noch Geld hinbringen müssen. Beim Pastor hab ich verdient zehn Mark. Zehn Mark hab ich da verdient im Monat. Da konnte ich mir damals gerade ein Paar Strümpfe kaufen. Da hab ich gespart, hab mir ein Paar Strümpfe gekauft. Und dann immer Kleider. Hat man zusammengenäht aus gefundenen Sachen. Und dann sind wir damals sogar noch Ähren sammeln gegangen. Wenn die Maschinen drüber weg waren, wenn das Korn gemäht war, dann sind da manchmal so Ähren abgefallen, dann haben wir Ähren gesammelt, haben die erstmal zur Mühle gebracht, dann wurde das Mehl zum Bäcker gebracht und dann hat der Bäcker das Brot gebacken. Wenn irgendwo was war, sind wir über den Acker gegangen und haben Ähren gesammelt, das war auch noch ein Ding immer. Ich hab sechs Wochen lang Kartoffeln gekratzt. Das kann man sich heute nicht vorstellen. Und wenn man bedenkt man war damals 14 Jahre alt.

## 8.3 Interview Theodor Himmel

Für dieses Interview werden hier nur die Auszüge angegeben, die für die Zitate usw. relevant sind, da sonst die Maximalzahl an Seiten überschritten werden würde. Es handelt sich hierbei eher um eine Erzählung als um ein Interview.

[...]

Und dann waren die russischen Panzer da, die ersten Erlebnisse will ich jetzt mal nicht schildern, nur kurz erwähnen. Wir saßen da in dem Keller, das erste was wir von Russen gesehen haben, das war dann schon, also ich meine, sie hatten noch Waffen in der Hand, aber sie kamen dann nach unten in den Keller, hatten so eine Art Säckchen oder Beutel oder sowas und verlangten erstmal von allen Frauen Uhren, Ringe, Schmuck, alles was sie so hatten. Da wurde schlicht und einfach geplündert. Und das nächste war dann, das war alles an einem Vormittag, dass die Soldaten da rein kamen und den Frauen mit Taschenlampen ins Gesicht leuchteten.

[...]

In der Zwischenzeit hatten sie uns von den vier Kühen zwei Tiere schon abgenommen, also die hatten die Russen uns abgenommen. und wir kamen dann mit einem Wagen in Schönbrunn wieder an. Die beiden Tiere wurden sofort konfisziert. Achso jetzt muss ich noch dazu sagen: Als wir in das Dorf Schönbrunn zurückkamen, da waren die deutschen Häuser und Höfe schon bewohnt von Polen. Die Russen waren abgezogen, die Polen waren eingezogen, hatten die in Besitz genommen. Wir Deutschen mussten dann bei denen Unterkommen.

[...]

In der Nachkriegszeit habe ich dann von den Gesetzen erfahren, aber vor der Vertreibung haben wir da praktisch nichts erfahren. Es gab schon Gerüchte, dass die Deutschen wegmüssen, es wusste auch niemand was Genaues. Es war vor allem auch nicht klar, wenn sie wegmüssen, wo sie hinkommen. Es geisterte immer die Angst herum, es könnte nach Sibirien gehen. Dass wir nach Sibirien deportiert werden.

[...]

Wir wurden dann zum Bahnhof gebracht. Da haben wir dann eine Nacht im Kloster nebenan eine Nacht genächtigt. Am Bahnhof war es dann so, dass wir da an Kontrollen vorbei getrieben wurden, die geguckt haben, ob wir Wertsachen dabei haben und dann wurden wir in Viehwagons geschickt.

[...]

Es gab freundliche, es gab andere [Polen]. Es wurde immer Unterschieden zwischen den katholischen und den Kommunisten, die haben versucht den Deutschen noch das letzte zu nehmen. Ich hab zum Beispiel einen ähnlich altrigen Jungen, das heißt der war zwei Jahre älter als ich, gekannt in Schönbrunn, der hatte sich aus Rädern von einem alten kaputten Fahrrad so eine Art Ziehwagen gebaut. Sowas brauchte man alles, es gab kein Auto, es gab nichts zum Transportieren. Und da kam ein Polenjunge, ein Sechzehn- oder Siebzehnjähriger, und wollte den ihm einfach wegnehmen und der Deutsche wollte ihm den nicht geben, dann haben sie daran gezerrt, der Pole hat dann mit dem Knüppel auf den Deutschen eingeschlagen und hat ihn erschlagen. Er hat den Wagen dann mitgenommen. Das war einer von den Kommunisten.

[...]

Ja man muss vielleicht eins dazu sagen: Es gab die Möglichkeit, nicht vertrieben zu werden. Dann musste man den Nachweis führen, dass man eigentlich autochthoner Pole ist, das heißt, dass man polnische Vorfahren hat. Und das haben die Meisten natürlich nicht gekonnt und haben es letztlich auch nicht gewollt. Die wollten ja jetzt nicht plötzlich zu Polen werden, aber es hat Einige gegeben. Deswegen sind ja auch letztlich Etliche in Schönbrunn letztendlich dortgeblieben. Hatten sie irgendwo dann mal eine Großmutter, die aus dem polnischen kam.

[...]

Das war dann so da waren links und rechts dann Boxen, wo die Kühe drin standen. Da hatte man über der letzten Pferdebox eine kleine Kammer von vielleicht 3 mal 3 Meter oder 3 mal 4 Meter [...], in der normalerweise ein Knecht wohnen sollte, [...] war nicht heizbar, es stand ein Bett drin, es war ein kleiner Klapptisch drin [...] und vor dem Tisch neben dem Bett standen dann ein Stuhl und ein alter Bauernschrank, nicht sehr groß. [...] Und dann hatte man, weil wir ja zu dritt waren, hatte man da auf dem Boden [...] einfach Stroh da ausgeschüttet.

Da konnte man dann  Schlafen. Und das haben wir dann für etwa drei Monate gemacht. Dann kam der Winter, das war Anfang November.

[...]

Der Bauer hatte einen großen Komposthaufen und der hatte nichts dagegen, dass meine Mutter da was anbaut und die hat dann  Tabakpflanzen angebaut. Das hatte ihr ein Schwager von uns, [...] der hatte ihr empfohlen, das kann sie machen [...] und der hatte so Beziehungen zu allem möglichen, zum 'kleinen Schwarzhandel', zum 'kleinen Schwarzmarkt' und da haben wir Tabakblätter angebaut und getrocknet und der hat die dann verscherbelt, meistens nicht für Geld, von dem kriegten wir ja nichts, aber der hat eingetauscht.

[...]

Jetzt komme ich mal zu einem Punkt des Lastenausgleichs. Er hat etwas gebracht. Wir haben zum Beispiel einen Küchenschrank bekommen [...]. Das war für uns in dieser Einraumwohnung in der Bauernschaft, das war unser erster Küchenschrank und überhaupt der Küchenschrank, was anderes hatten wir dann gar nicht. Der kam also über den Lastenausgleich.

[...]